

7. Theorie der sozialen Identität

Das folgende Kapitel befasst sich vertiefend mit der Theorie der sozialen Identität (*social identity theory*) (Tajfel, 1978a; Tajfel & Turner, 1979; Tajfel, 1982). Zunächst werden die Ursprünge der Theorie und die Entwicklungen im geschichtlichen Verlauf dargestellt. Daran schließt eine Beschreibung der ihr zugrunde liegenden Prozesse sowie der schwerpunktmaßig aus ihr hervorgegangenen Mikrotheorie – der Selbstkategorisierungstheorie (*self-categorization theory*) (Turner, 1982, 1985), an. Weiter werden ihre größten Kontroversen, ihre Stärken und Schwächen sowie ihre relevantesten Anwendungsfelder und Einflüsse und die auf ihrer Basis generierten Erkenntnisse erläutert. Abschließend wird ein Bezug zu den Inhalten dieser Forschungsarbeit hergestellt, indem der Ansatz der Selbstkategorisierungstheorie zur Beschreibung von Passungsproblematiken aus (sozial-)psychologischer Perspektive und Erforschung ihrer Auswirkungen auf die Studienabbruchintention Studierender unter besonderer Berücksichtigung bildungsherkunfts- sowie migrationsspezifischer Differenzen herangezogen wird.

7.1 Soziale Identität

Die Betrachtung des Konstrukts der sozialen Identität – bezogen auf Gruppen – ist Inhalt des sozialpsychologischen Konzepts der Sozialpsychologen Henri Tajfel und John Turner, mithin der Theorie der sozialen Identität (Tajfel, 1978a; Tajfel & Turner, 1979; Tajfel, 1982). Sie beschreibt Prozesse in Gruppen sowie die Vorgänge von Gruppenanziehung und -abgrenzung aus der individuellen Perspektive als Gruppenmitglied (Schaupp, 2012). Nach Tajfel (1978a) ist soziale Identität dabei definiert als „Teil des Selbstkonzeptes eines Individuums, der aus dessen Wissen über seine Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe(n) entspringt, verbunden mit dem Wert und der emotionalen Bedeutung, die dieser Gruppenmitgliedschaft beigemessen wird“ (deutsche Übersetzung von Tajfel, 1978a, S. 63). Dabei beinhaltet „[s]oziale Identität [...] stets Dimensionen eines individuellen Selbstkonzeptes, die sich aus der Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Kategorien ergeben. Adiert man die sozialen Identifikationen des individuellen Selbstkonzeptes, ist das Ergebnis die soziale Identität“ (deutsche Übersetzung von Tajfel, 1981, S. 255). Hier wird von dem einzelnen Individuum ausgegangen und dessen Handlungs- und Gestaltungsmotivation beschrieben; dabei wird zeitgleich

aber auch die Beziehung dieses Individuums zu seiner Eigengruppe bzw. zu einer oder mehrerer Fremdgruppen erklärt.

Der Kern der Theorie besteht darin, zu verstehen und zu erklären, wie es dazu kommt, dass Individuen soziale (und nicht persönliche) Identitäten annehmen und sich diesen entsprechend verhalten (Ellemers & Haslam, 2012). Dabei liegt der Fokus auf den Auswirkungen, die die soziale Identität auf die Wahrnehmung und Verhaltensweisen von Individuen hat und wie sich dies wiederum auf die sozialen Beziehungen zwischen Individuen und/oder Gruppen auswirkt (Ellemers & Haslam, 2012). Innerhalb ihres Ansatzes gehen Tajfel und Turner (Tajfel, 1978a; Tajfel & Turner, 1979; Tajfel, 1982) davon aus, dass Individuen als Angehörige bestimmter sozialer Gruppen in einem bestimmten sozialen Kontext leben und umgebungsspezifische, intergruppale Beziehungen ihr Verhalten als Gruppenmitglied sowie als Individuum beeinflussen. Zudem wird angenommen, dass Individuen selbst in Wechselwirkung diese speziellen Gruppenbeziehungen beeinflussen. Das Konzept der sozialen Identität versucht, Individuen mit ihrem sozialen Kontext und den für das individuelle Verhalten signifikanten Faktoren in Beziehung zu setzen. So können Hypothesen über den funktionalen Zusammenhang individueller und kontextueller Einflussfaktoren gestellt werden (Tajfel, 1978a; Tajfel & Turner, 1979; Tajfel, 1982).

Die Grundprinzipien der Theorie der sozialen Identität lassen sich dabei in drei Hauptfelder einteilen: Erstens werden die psychologischen Prozesse beschrieben, die erklären, wie sich *soziale Identitäten* von Individuen von ihren eigenen *persönlichen Identitäten* unterscheiden. Zweitens wird zwischen verschiedenen Strategien differenziert, die Individuen anwenden, um eine positive soziale Identität zu erlangen. Drittens werden die entscheidenden Charakteristika der sozialen Struktur festgelegt, die bestimmen, welche dieser Strategien in einem spezifischen Fall am wahrscheinlichsten zum Einsatz kommen (Ellemers & Haslam, 2012).

7.2 Entstehung und Entwicklung der Theorie der sozialen Identität

Der Ursprung der Theorie der sozialen Identität (Tajfel, 1978a; Tajfel & Turner, 1979; Tajfel, 1982) fußt auf den Experimenten von (Sherif, 1966) zum realistischen Gruppenkonflikt, die die Frage nach den notwendigen Bedingungen für Intergruppenverhalten aufwarfen. Aus diesem Grund lässt sie sich in den Bereich der soziologisch orientierten Sozialpsychologie einordnen. Tajfel (1972) unterstreicht in seinen Ausführungen immer wieder, dass nur wenige psychologisch und soziologisch orientierte Theorien existieren, weshalb das Ziel seiner Theorieentwicklung darin bestand, eine

interaktionistische Identitätstheorie zu entwickeln, die es ermöglicht, intergruppale Prozesse zu analysieren. Diese sollte die soziale und subjektive Welt gleichermaßen theoretisch berücksichtigen und in ihrer Wechselwirkung untersuchen, sich also zum einen dem Individuum und zeitgleich intergruppalen Prozessen aus der individuellen Perspektive widmen und ihre Wechselwirkung ergründen (Schaupp, 2012). Innerhalb seiner Theorie unterscheidet Tajfel (1972) damit zwischen interpersonalem und intergruppalem Verhalten. Tajfel (1972) hielt es für notwendig, spezielle Experimente zu konstruieren, die explizite Hypothesen über die Eigenschaften des sozialen Kontextes untersuchen, der wiederum die Art der psychologischen Prozesse bestimmt und von ihnen beeinflusst wird. Seine Definition von Gruppe und Gruppenmitgliedschaft baut auf den Vorarbeiten von Sherif (1966) auf. Sie legt dabei fest, dass immer dann von gruppenübergreifendem Verhalten gesprochen werden kann, wenn Individuen, die sich einer Gruppe zugehörig fühlen, kollektiv oder individuell mit einer anderen Gruppe oder deren Mitgliedern in Bezug auf ihre Gruppenidentifikation interagieren (Sherif, 1966). Sherif (1966) bezieht sich hier insbesondere auf das Verhalten zwischen sozialen Gruppen. Tajfel (1972) erweitert diese Definition. Er sieht dabei Rollen- oder Statusbeziehungen, Wert- und Normvorstellungen, gemeinsame Einstellungen und Ziele der Gruppenmitglieder nicht als Definitionsriterien, so Mummendey (1985). Anders als Sherif (1966) in seinen Ausführungen zum *realistischen Gruppenkonflikt*, erachtet Tajfel (1972) die individuelle kognitive *Selbstkategorisierung* bzw. die Identifikation mit der *in-group* (Eigengruppe) als die entscheidende Bedingung für intergruppale Konflikte und nicht die Rivalität hinsichtlich der Gruppenidentifikation. Dies zeigen seine *Minimalgruppenexperimente* (auch *Maximalgruppenparadigma*), in denen Intergruppenprozesse beobachtet werden, die unter sogenannten minimalen Bedingungen entstehen und deren Effekte so analysierbar werden (Zick, 2005). Innerhalb des Maximalgruppenparadigmas (Tajfel, 1972) besaßen die Versuchspersonen lediglich Kenntnis darüber, dass sie einer *in-group* angehörten. Außerdem wurden willkürliche *soziale Kategorien* gewählt, um die Versuchsteilnehmerinnen und -teilnehmer einzuteilen. Diese wurden erst innerhalb des Experiments entwickelt, sodass keine der Personen vorher bereits Kenntnisse über diese hatte. Weiter war die Mitgliedschaft in beiden Gruppen (Eigen- und Fremdgruppe: *in-group* und *out-group*) anonym; auch existierte keine Interaktion mit *in-group*- und *out-group*-Mitgliedern. Zudem hatte das Verhalten der Versuchspersonen zwar eine gewisse Bedeutsamkeit (Verteilung werthaltiger Dinge), aber ihr Verhalten konnte keinen persönlichen Nutzen stiften (Tajfel, Billig, Bundy & Flament, 1971). Die Ergebnisse der Studien zeigten, dass bereits unter diesen minimalen Bedingungen Versuchspersonen ihre *in-group* der *out-group*

vorzogen (Kessler & Fritzsche, 2018). Es wurde also nachgewiesen, dass sich eine klare Tendenz offenbart, die Mitglieder der *in-group* (hier hinsichtlich der Zuteilung von Geldbeträgen – Entlohnung für Teilnahme) zu begünstigen, auch wenn die Person selbst hierdurch keinen materiellen Vorteil erwirkt sowie sich bemüht, fair zu sein (Tajfel, 1982). Ferner trat zutage, dass Gruppenmitglieder dazu tendieren, die *in-group* als positiver und unterschieden von der relevanten *out-group* durch die Maximierung der Unterschiede zwischen beiden Gruppen darzustellen. Demzufolge wird der Belohnungsunterschied zwischen den Gruppen zugunsten der *in-group* maximiert, auch wenn dafür Nachteile in Kauf genommen werden müssen (Tajfel, 1982). Diese Phänomene ließen sich nicht nur in experimentellen, sondern auch in natürlichen Kontexten nachweisen (z. B. Dick & Boer, 2017; Wagner & Zick, 1990). Mittels seiner Experimente machte Tajfel (Tajfel, 1979; Tajfel & Turner, 1986) sein Maximalgruppenparadigma, das das Intergruppenverhalten und den Einfluss von Minderheiten untersucht, zu einem zentralen Forschungsgebiet. Er lieferte hierdurch ein einfaches und ökonomisches Verfahren, um Intergruppenverhalten zu analysieren. Auf dieser Basis entwickelte er anschließend – eingangs allein (Tajfel 1974, 1975) und später weiter spezifiziert sowie gemeinsam mit seinem Schüler John Turner (Tajfel & Turner 1979, Turner 1986) – einen theoretischen Erklärungsansatz für diese Ergebnisse: die Theorie der sozialen Identität (Tajfel & Turner, 1979, 1986). Damit gelten sie als Begründer der Theorie der sozialen Identität sowie der später darauf aufbauenden Selbstkategorisierungstheorie (Turner et al. 1987). Den Großteil seiner Ideen zur Theorie der sozialen Identität entwickelte Tajfel zunächst allein in den frühen 1970er-Jahren (Tajfel, 1974, 1975). Eine systematischere Beschreibung der Grundgedanken zur Theorie der sozialen Identität fasste er 1978 in einem Band zusammen, um den gesellschaftlichen Kontext und die psychologischen Mechanismen, die die Theorie inspirierten, zu veranschaulichen (Tajfel, 1978b). Im Anschluss finden sich im Werk von 1979 (Tajfel & Turner, 1979) weitere Spezifizierungen seiner Grundprinzipien und Mechanismen sowie deren Auswirkungen auf das soziale Verhalten. Dieses wird typischerweise als die maßgebliche Quelle für diese theoretische Perspektive zitiert, so Ellemers und Haslam (2012), da es die Kernideen der Theorie integriert und systematisiert. Ein weiteres bedeutendes Werk, das einen umfassenden Überblick über die zentralen Ideen Theorie der sozialen Identität liefert, ist Tajfels (1982) Werk.

Zu Beginn der Entstehung und Entwicklung der Theorie der sozialen Identität im zeitlichen Verlauf befassten sich Tajfels Arbeiten 1970 fokussiert mit der Entwicklung der Theorie (Ellemers & Haslam, 2012). In unterschiedlichen Forschungsarbeiten wurden in erster Linie die Gültigkeit der Kategorieneffekte und ihre Erklärungen (Maximalgruppenparadigma)

überprüft (Ellemers & Haslam, 2012). Hieraus resultierten zahlreiche Forschungsarbeiten, die die zugrunde liegenden Vorgänge untersuchten, wenn Individuen anhand verschiedener Kriterien kategorisiert werden (z. B. gemeinsame Präferenzen, ähnliche Fähigkeiten, zufällige Zuordnung) (Billig & Tajfel, 1973; Tajfel & Billig, 1974), so Ellemers und Haslam (2012). Außerdem entwickelte sich hieraus eine Bandbreite an Studien, die auch zu einer Reihe von Forschungsarbeiten führten, die verschiedene Möglichkeiten zur Bewertung von Gruppenbegünstigung beleuchteten (Ellemers & Haslam, 2012). Die Studien zum Minimalgruppenparadigma dienten dabei als empirische Demonstration der Bedeutung sozialer Identität für das menschliche Verhalten (Ellemers & Haslam, 2012). Dabei fungierten sie als Beschleuniger für die anschließende Theoriebildung über die Natur und die Konsequenzen dieser Identitäten (Ellemers & Haslam, 2012). Die Bedeutung dieser Studien liegt damit in ihrem historischen Status als Stimulus für die neue Denkweise über das Verhalten von Menschen in Gruppen und nicht darin, dass sie die Kernidee der Theorie erfassen, wie es oft angenommen wird, so Ellemers und Haslam (2012). Gleichwohl spielten sie im Nachgang eine Schlüsselrolle bei der Konzeption und Entwicklung der Theorie der sozialen Identität (Ellemers & Haslam, 2012). In einer Reihe von Studien, die sich entgegengesetzt der Studien zum Maximalgruppenparadigma mit der komplexen und dynamischen Natur von Intergruppenbeziehungen in eher alltagsnahen bzw. realen Situation befassten (Ellemers & Haslam, 2012), wurden Belege für die Verfolgung verschiedener Identitätsmanagementstrategien unter bestimmten Bedingungen untersucht (u. a. Ellemers, 1993; Reicher & Haslam, 2006). Diese konnten zeigen, dass die soziostrukturellen Bedingungen eine Auswirkung auf die Wahl der Identitätsmanagementstrategien haben und Individuen demnach – je nach Bedingung – die Strategie der *individuellen Mobilität*, der *sozialen Kreativität* oder des *sozialen Wettbewerbs* verfolgen (Übersicht siehe u. a. Bettencourt, Dorr, Charlton & Hume, 2001). In den 1980er-Jahren erfolgte innerhalb einiger Forschungsarbeiten der Versuch, die Effekte der realistischen Konflikttheorie und die Ergebnisinterdependenz mit denjenigen zu vergleichen, die durch bloße Kategorisierung innerhalb der Theorie der sozialen Identität entstehen. In den 1990er-Jahren gingen einige Forschungsarbeiten der Frage nach, weshalb Menschen ihre Selbstdefinition auf Gruppenebene und nicht auf individueller Ebene widerspiegeln. Der Schwerpunkt der Theorie der sozialen Identität der 1980er-Jahre zum Nachweis des grundlegenden Phänomens der Intergruppenunterscheidung verlagerte sich folglich (Haslam & Ellemers, 2012).

Zusammenfassend bildet die Theorie der sozialen Identität (Tajfel, 1978a; Tajfel & Turner, 1979; Tajfel, 1982) einen der bekanntesten sozial-

psychologischen Ansätze und gilt seit ihrer Entstehung in den 1970er-Jahren als eine der bedeutendsten Theorien der Sozialpsychologie (Ellemers & Haslam, 2012). Die Theorie der sozialen Identität bildet(e) dabei die theoretische Basis unzähliger empirischer Studien zur Untersuchung und Analyse von Gruppenprozessen sowie Intergruppenbeziehungen (Überblick siehe u. a. Haslam, Ellemers, Reicher, Reynolds & Schmitt, 2010). Zu finden ist die Theorie der sozialen Identität hier häufig unter den Begriffen ‚Konflikt‘, ‚Kooperation‘ und ‚Wettbewerb‘ oder ‚Aggression‘ und ‚Stereotypen‘. Dies ist dem Aspekt geschuldet, dass intergruppale Vorgänge sich im Bewusstsein der Allgemeinheit häufig als Kontroversen zwischen Gruppierungen verankern. Weiter stellt sie eines der relevantesten Beispiele für einflussreiche europäische Ideen der Sozialpsychologie dar und beeinflusste die weltweite Sozialpsychologie nachhaltig (Jonas, Stroebe & Hewstone, 2014). Dabei polarisiert sie stark, wird häufig sehr kontrovers diskutiert und ist immer wieder Gegenstand wissenschaftlicher Debatten zwischen ihren Befürwortenden sowie Gegnerinnen und Gegnern (Ellemers & Haslam, 2012; Schaupp, 2012). Neben vielen Befürwortenden hat sie im Laufe der Jahre auch immer mehr Kritikerinnen und Kritiker gefunden (Ellemers & Haslam, 2012). Viele von ihnen hielten und erachten sie als mehrdeutig oder unklar (siehe Brown, 2000). Diese negative Polarisierung wiederum hatte auch positive Effekte. Sie führte dazu, dass viele der Theorie der sozialen Identität zugewandte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich dazu angespornt sahen, ihre Kernaussagen weiter zu präzisieren, um Missverständnisse zu beseitigen und zu präzisieren, welche Vorhersagen aus der Theorie abgeleitet werden können und welche nicht (z. B. Ellemers, Haslam, Platow & van Knippenberg, 2003; Haslam, Ellemers & others, 2005; Turner, 1985, 1999). Ferner beteiligten sich insgesamt viele Forscherinnen und Forscher sowie Forschergruppen an der Weiterentwicklung der Theorie, testeten hierzu ihre Kernideen und verfeinerten sie (Ellemers & Haslam, 2012). Die daraus resultierende Bandbreite an Forschungsarbeiten bedingte, dass sich in der Fachliteratur zur Theorie der sozialen Identität zahlreiche unterschiedliche Darstellungen der Theorie finden ließen und lassen (Ellemers & Haslam, 2012). Diese Darstellungen fokussieren häufig auf bestimmte Aspekte der Theorie oder Aspekte, die sich auf ein bestimmtes Anliegen beziehen (z. B. die Bedeutung der positiven Unterscheidbarkeit oder die Determinanten kollektiven Handelns) (Ellemers & Haslam, 2012).

7.3 Konzeption der Theorie der sozialen Identität

Tajfel (1982) geht innerhalb seines Ansatzes davon aus, dass Individuen nach einem positiven Selbstkonzept sowie einer positiven Einschätzung ihres Selbstwerts streben. Dabei, so die Annahme, ist das Selbstkonzept eines Menschen ein soziales Produkt. Die Bezüge für den Selbstwert wiederum lassen sich in zwei Teile gliedern. Zum einen erhalten Individuen aus ihrer persönlichen Identität (individuellen Eigenarten, Interessen, normativen Standards, Fähigkeiten, Leistungen und Zuschreibungen) Input für ihren Selbstwert und zum anderen aus ihrer sozialen Identität (Zugehörigkeit zu verschiedenen sozialen Gruppen). Weiter wird davon ausgegangen, dass das situative Selbstkonzept von Menschen am stärksten durch die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen geprägt ist sowie durch die Differenzierung zwischen *in-group* und *out-group*. Die Definition darüber, wer wir sind, erfahren wir laut der Theorie der sozialen Identität (Tajfel, 1982) also über die Ähnlichkeit mit der eigenen Gruppe (*in-group*) und über die Verschiedenheit von den anderen (Gruppen) (*out-group*). Abbildung 14 nach Schaupp (2012) veranschaulicht, dass die soziale und die persönliche Identität das Selbstkonzept einer Persönlichkeit repräsentieren. Dabei bildet die persönliche Identität Persönlichkeitsanteile, die den persönlichen Geschmack oder intellektuelle Fähigkeiten beinhalten können (Mummendey, 1985). Das Selbstkonzept fungiert hingegen als (rein hypothetischer) Moderator zwischen der sozialen Umgebung und dem sozialen Verhalten eines Individuums. Je nach situativem Kontext auf dem interpersonellen – im Gegensatz zum intergruppalen – Kontinuum wird das subjektive Verhalten mehr durch die persönliche oder soziale Identität beeinflusst (Mummendey, 1985). Dabei dominiert die soziale Identität in Kontexten, die dem Intergruppenpol sehr nahe sind. In diesen Situationen orientiert sich das Individuum dann an intra- bzw. intergruppalen Verhaltensregeln bzw. -erwartungen (Schaupp, 2012). Die soziale Identität bildet hier mithin den Antrieb für Gruppenverhalten (Tajfel, 1982). Dabei wird die Nahtstelle zwischen der sozialen Identität und dem Gruppenverhalten über psychologische Prozesse der sozialen Kategorisierung, der sozialen Identität, des sozialen Vergleichs und der sozialen Distinktheit konstruiert (Tajfel, 1982). Mittels dieser theoretischen Instrumente können Prozesse der Bildung von Gruppen, die Struktur der Beziehungen zwischen Gruppen und die Dynamik ihrer Veränderung beschrieben werden (Tajfel, 1982). Die Ebene dieser Beschreibung ist die der individuellen Kognition und Verhaltensweisen, was den Unterschied zu soziologischen Ansätzen ausmacht (Tajfel, 1982).

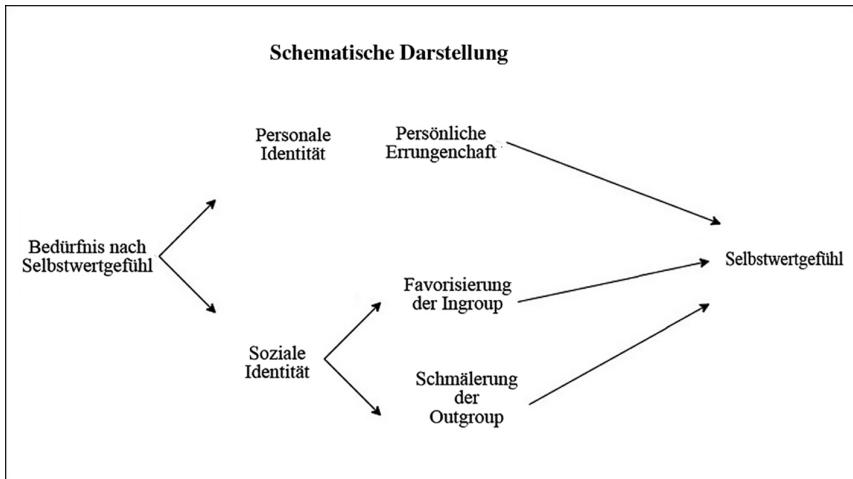


Abbildung 14. Schematische Darstellung (Brehm, Kassin & Fein, 1999, S. 147).

7.4 Kernprozesse der Theorie der sozialen Identität

Im Rahmen obenstehender Ausführungen wurden die situativen Rahmenbedingungen für die Theorie der sozialen Identität beleuchtet, die für das Verhalten zwischen Gruppen relevant sind. Die Kernprozesse der Theorie der sozialen Identität verkörpern die sozialpsychologischen Prozesse der Entstehung und Differenziertheit dieses Sozialverhaltens. Innerhalb der Theorie der sozialen Identität beziehen Tajfels und Turners (Tajfel, 1978a; Tajfel & Turner, 1979; Tajfel, 1982) vier einzelne Konzepte psychologischer Prozesse aufeinander, die wesentliche Annahmen des Ansatzes über die Natur des Menschen veranschaulichen. Diese Prozesse bilden die *soziale Kategorisierung*, die *soziale Identität*, der *soziale Vergleich* und die *positive Distinktheit*. Sie dienen als Voraussetzungen und Reglements, unter denen sich *in-groups* und *out-groups* bilden und werden nachfolgend erläutert.

7.4.1 Soziale Kategorisierung

Der Prozess der sozialen Kategorisierung dient der Zusammenfassung einzelner Individuen in Gruppen, zu denen sie gehören (*in-groups*) und zu denen sie nicht gehören (*out-groups*). Die soziale Kategorisierung wird als allgemeiner und funktionaler psychologischer Prozess angesehen, der eine

Möglichkeit bietet, auf komplexe Situationen zu reagieren. Dessen ungeachtet bietet die Einteilung von Individuen in eine begrenzte Anzahl sozialer Kategorien eine Möglichkeit, sozial relevante Informationen zu organisieren, und hilft gleichzeitig dabei, Verhalten zu verstehen und vorherzusagen (Ellemers & Haslam, 2012). Durch den Prozess der sozialen Kategorisierung können Individuen ihre Umwelt also in differenzierbare soziale Rubriken aufgrund verschiedener Merkmale einstufen. Teilt man Individuen in dieselbe Gruppe ein, wird angenommen, dass sie ein zentrales gruppendefinierendes Merkmal miteinander teilen, was sie zugleich von anderen unterscheidet, die dieses Merkmal nicht besitzen (Tajfel & Wilkes, 1963; Tajfel, 1978b). Bei der Kategorisierung von Individuen in Gruppen werden charakteristische Gruppenmerkmale genutzt, die ihre soziale Identität definieren, während individuelle Merkmale, die ihre Einzigartigkeit festlegen, vernachlässigt werden. Abgrenzungskriterien können z. B. Religionszugehörigkeit, Geschlecht, soziale Herkunft, Einkommen etc. sein. Mithilfe der sozialen Kategorisierung können sich Individuen in der *sozialen Realität* zurechtfinden und ihre individuelle Position innerhalb der *sozialen Gruppe* einnehmen.

7.4.2 Soziale Identifikation

Die soziale Identifikation spricht einen Hauptgrund dafür an, weshalb sich Gruppen von Individuen von Objektkategorien unterscheiden: den Aspekt, dass das Selbst auch als zu einer sozialen Gruppe gehörig angesehen werden kann (Tajfel, 1978b). Die sozialen Kategorien (z. B. Menschen: Menschen nichtakademischer Bildungsherkunft (kein Elternteil hat einen akademischen Abschluss) und Menschen akademischer Bildungsherkunft (mindestens ein Elternteil hat einen akademischen Abschluss)) lassen sich insofern von den Objektkategorien (z. B. Möbel: Tische und Stühle) unterscheiden, als dass sie dem Prozess der sozialen Identifikation unterliegen (Ellemers & Haslam, 2012). Hiermit ist die Erkenntnis gemeint, dass das Selbst in einige soziale Kategorien ein- und aus anderen wiederum ausgeschlossen ist (Männer und Frauen können nicht kategorisiert und verglichen werden, ohne festzustellen, dass eine dieser Kategorien das Selbst einschließt) (Ellemers & Haslam, 2012). Werde demnach bestimmte Merkmale mit einer sozialen Gruppe assoziiert oder werden diese Merkmale auf eine bestimmte Art und Weise bewertet, bestimmt der Prozess der sozialen Identifikation, wie sich dies auf das Selbst auswirkt. Dies bedeutet, dass das Selbst sich entweder mit dieser Gruppe identifizieren kann und ihre charakteristischen Merkmale teilt oder dass sich das Selbst von dieser Gruppe und ihren Merkmalen unterscheidet. Relevant ist, dass sich die soziale Identifikation nicht nur auf

das kognitive Bewusstsein bezieht, dass man zu einer bestimmten Gruppe gehört, sondern auch die emotionale Bedeutung dieser Gruppenzugehörigkeit für das Selbst einschließt (Tajfel, 1974, 1978b). Fühlen sich Individuen verantwortlich für die Gruppen, zu denen sie gehören (*in-groups*), werden sie motiviert sein, zu betonen, dass sie ihr zugehörig sind, und ihren Wert für die Gruppen und ihre Mitglieder aufrechterhalten, schützen oder steigern wollen. In Teilen kann dies jedoch auf Kosten anderer Gruppen und ihrer Mitglieder geschehen (*out-groups*) (Tajfel, 1978b).

7.4.3 Sozialer Vergleich

Weitere soziale Identifikationsmöglichkeiten bzw. Gruppenzugehörigkeiten können Individuen über den intergruppalen sozialen Vergleich auf differenzierten Vergleichsebenen erlangen (Schaupp, 2012). Der soziale Vergleich ist der Prozess, innerhalb dessen Gruppencharakteristika interpretiert und bewertet werden. Anders formuliert, dient er Gruppenmitgliedern dazu, ihre Gruppe dahin gehend zu bewerten, ob es positiv oder negativ ist, Mitglied dieser Gruppe zu sein. Die Beurteilung verschiedener Gruppen fußt darauf, die Merkmale, die als Definition der Gruppe (z. B. Eigenschaften, Einstellungen, Verhaltensweisen) angesehen werden, mit den Merkmalen zu vergleichen, die der anderen Gruppe zugrunde liegen (Tajfel, 1978b). Dies bedeutet, dass nicht nur zwischenmenschliche Vergleiche helfen können, den Wert eines Individuums zu bestimmen (Festinger, 1954), sondern auch die Vergleiche von Gruppen und ihren Merkmalen (J. M. Levine & Moreland, 1987). Das wahrgenommene Prestige einer Gruppe und ihren *sozialen Status* bestimmen die Konstellation der verschiedenen Gruppenmerkmale im Vergleich zu anderen Gruppen und deren Merkmalen in diesem Kontext. Beispiel: Einen Menschen einfacher akademischer Bildungsherkunft (ein Elternteil hat einen akademischen Abschluss) könnte man als intellektueller wahrnehmen als einen Menschen nichtakademischer Bildungsherkunft, aber weniger intellektuell als einen Menschen doppelter akademischer Bildungsherkunft (Mutter und Vater haben einen akademischen Abschluss) (Ellemers & Haslam, 2012). Legt die soziale Kategorisierung fest, wie Individuen in Gruppen eingeordnet werden, bestimmen soziale Vergleiche, wie sich jede Gruppe von relevanten anderen Gruppen unterscheidet (Ellemers & Haslam, 2012).

7.4.4 Positive Distinktheit und Identitätsmanagementstrategien

Innerhalb der Theorie der sozialen Identität werden Prozesse der sozialen Kategorisierung, der sozialen Identifikation und des sozialen Vergleichs als

mögliche Wege verstanden, mittels derer Individuen aktiv die soziale Realität und ihre eigene Position relativ zu anderen in dieser Realität definieren können (Tajfel, 1975, 1978b). Die Theorie der sozialen Identität zielt dabei explizit auf die Dynamik sozialer Situationen ab (Tajfel, 1974). Individuen sind laut der Theorie der sozialen Identität motiviert, die Art und Weise zu betonen bzw. besonders herauszustellen, in der sich die Gruppe(n), zu der oder denen sie selbst gehören (*in-groups*), positiv von anderen Gruppen unterscheidet, weil das Selbst in der Gruppe impliziert ist (Tajfel, 1978b). Dies bedeutet, dass diejenigen, die beispielsweise zu der Gruppe der ‚Menschen mit einem akademischen Abschluss und/oder Menschen, die einen akademischen Beruf ausüben‘; also zu einer Gruppe, die als privilegiert angesehen wird, sehr motiviert sein sollten, ihre positive Identität zu betonen, zu verstärken und zu sichern. Diesen Gruppen gegenüber stehen weniger privilegierte Gruppen der Gesellschaft, die abgewertet werden, beispielsweise ‚Menschen ohne Berufsabschluss‘ und/oder ‚Nicht-Erwerbstätige‘, die sich nicht ohne Weiteres positiv definieren können – jedenfalls nicht im Kontext gesellschaftlicher Konventionen (Ellemers & Haslam, 2012). Hier setzt ein Kernmerkmal der Theorie der sozialen Identität an. Sie stellt verschiedene Strategien (*Identitätsmanagementstrategien*) zur Auswahl, die Mitglieder sozialer Gruppen mit niedrigem Status verwenden können, um ihre Situation zu bewältigen und den Wert, den sie ihrer sozialen Identität beimessen, verbessern können. Die Wahl der Strategie wiederum hat tiefgreifenden Einfluss darauf, wie Mitglieder statushöherer Gruppen die aktuelle Stellung ihrer Gruppe verteidigen und sichern (Tajfel, 1978b; Turner & Brown, 1978). Zu den Strategien des Identitätsmanagements gehören die soziale Mobilität, die soziale Kreativität und der soziale Wettbewerb. Diese sichern die Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung einer positiven sozialen Identität (Tajfel & Turner, 1979, 1986) und werden im Folgenden beleuchtet.

7.4.4.1 Soziale Mobilität

Die soziale Mobilität beschreibt eine Strategie, die auf individueller, persönlicher Ebene stattfindet. Sie veranschaulicht die Möglichkeit des Individuums, zu versuchen, der Zugehörigkeit einer statusniedrigeren Gruppe zu entkommen, indem es diese Zugehörigkeit verleugnet oder vermeidet und stattdessen versucht, in eine andere, statushöhere Gruppe zu gelangen oder als Mitglied einer Gruppe mit höherem sozialen Status zu bestehen (Tajfel, 1975). Ein Beispiel hierfür wäre, dass junge Menschen nichtakademischer Bildungsherkunft versuchen könnten, ihr niedriges soziales Ansehen zu verbessern, indem sie eine Ausbildung oder Karriere anstreben, die ihnen

einen Gruppenwechsel in eine statushöhere Gruppe ermöglicht, etwa die Berufsgruppe(n) der Akademikerinnen und Akademiker (z. B. die Gruppe der Medizinerinnen und Mediziner, der Juristinnen und Juristen etc.). Die soziale Mobilität fokussiert mithin auf die Betonung der Art und Weise, in der sich das individuelle Selbst von anderen Gruppenmitgliedern unterscheidet. Sie kann dabei zwar den individuellen Status einzelner Gruppenmitglieder verbessern und sie mit einer positiven sozialen Identität ausstatten – dieser Effekt gilt aber nur für sie allein und nicht für ihre Gruppe (*in-group*) insgesamt (Ellemers & Haslam, 2012).

Aufsteiger- oder Assimilationsstrategien sind individuell geprägte Lösungen und verändern die Relationen zwischen den Gruppen nicht, da der sozial niedrigere Stand der früheren Gruppierung bestehen bleibt. Beispielsweise kann ein Schüler aus einer bildungsferneren Schicht mit dem Eintritt ins Gymnasium und dessen erfolgreichen Abschluss im sozialen Ansehen aufsteigen. Seine Herkunftsfamilie bleibt im Arbeitermilieu, und die Differenz zwischen Personen mit Allgemeiner Hochschulreife und ohne Hochschulreife besteht weiterhin. (Schaupp, 2012, S. 118)

7.4.4.2 Soziale Kreativität

Die Strategie der sozialen Kreativität umfasst Reaktionen durch die Vergleichsergebnisse kognitiv (Vergleichsrahmen umdeuten, neue Vergleichsdimensionen und Vergleichsgruppen wählen) und sozial (Bestätigung anderer, um sie selbst für wahr zu halten). Kessler & Fritzsche (2018, S. 166) nennen hierzu folgendes Beispiel: „Aus ‚mehr Geld ist besser‘ wird ‚mehr Geld desto verdorbener der Charakter‘.“ Soziale Kreativität ist eine weitere Strategie des Identitätsmanagements. Hier stellen Gruppenmitglieder ihre *in-group* in Form positiver statt negativer Eigenschaften dar, um den Intergruppenvergleich neu zu definieren. Dieser Prozess kann über drei Wege erfolgen: Als Erstes besteht die Möglichkeit, sich auf andere Dimensionen des Gruppenvergleichs zu konzentrieren (z. B. Freundlichkeit statt materiellen Reichtum vergleichen) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 5). Als Nächstes ist es möglich, andere Gruppen mit in den Vergleich einzubeziehen (z. B. Migrantinnen und Migranten vergleichen ihren wirtschaftlichen Erfolg im Aufnahmeland mit dem wirtschaftlichen Erfolg in ihrem Herkunftsland) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 5). Als Letztes existiert die Möglichkeit, die Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer statusniedrigen Gruppe zu verändern (z. B. Behauptung ‚schwarz ist schön‘) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 5). Auch hier verhält es sich so – ähnlich wie in Bezug auf die soziale Mobilität –, dass der

Status quo der *in-group* nicht verbessert wird, sondern so nur bestimmten Gruppenmitgliedern geholfen werden kann, ihre abgewertete Position in der Gesellschaft besser hinnehmen zu können und/oder ihr psychisches Wohlbefinden zu verbessern (Ellemers & Haslam, 2012).

7.4.4.3 Sozialer Wettbewerb/Wandel

Als letzte Strategie des Identitätsmanagements besteht die Möglichkeit, durch sozialen Wettbewerb/Wandel die Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer statusniedrigen Gruppe zu verändern (Ellemers & Haslam, 2012, S. 5). Hier lassen sich Gruppenmitglieder auf Formen eines sozialen Konflikts ein, die bewirken sollen, den Status quo der *in-group* zu ändern. Ellemers und Haslam (2012, S. 5) führen hier als Beispiel an, dass Arbeiterinnen und Arbeiter versuchen könnten, ihre Arbeitsbedingungen oder ihren Lebensstandard durch gewerkschaftliche Aktionen zu verbessern. Im Gegensatz zur sozialen Mobilität unterscheidet sich der soziale Wandel dahin gehend, dass er auf die Veränderung der Situation der *in-group* im Ganzen abzielt und nicht lediglich auf die Veränderung der sozialen Stellung einzelner Personen. Im Vergleich zur sozialen Kreativität unterscheidet er sich darin, dass er sich darauf konzentriert, Veränderungen an objektiven oder materiellen Ergebnissen zu erreichen. Im Mittelpunkt der Strategie des sozialen Wettbewerbs/Wandels stehen folglich kollektive Aktionen, die auf das Erreichen von Veränderungen für die gesamte *in-group* fokussieren. Hier stehen Gruppen zueinander in Konkurrenz um die Überlegenheit hinsichtlich einer gemeinsamen Wertedimension, die sich unmittelbar auf ihre soziale Stellung auswirkt (Ellemers & Haslam, 2012). Soziale Kreativität hingegen ist in erster Linie darauf konzentriert, den Status quo kognitiv neu zu interpretieren.

7.4.4.4 Bedingungen für die Nutzung der Identitätsmanagementstrategien

Laut der Theorie der sozialen Identität ist die Nutzung der vorgestellten Identitätsmanagementstrategien an Bedingungen geknüpft, unter denen sie Individuen anwenden, um ihre soziale Identität aufrechtzuerhalten oder zu verbessern. Dabei sind die Reaktionen von Individuen auf die Umstände ihrer Gruppe von den wahrgenommenen Merkmalen der Sozialstruktur abhängig. Damit ist gemeint, dass Gesetze, kulturelle Traditionen oder objektive (Un-)Möglichkeiten die Formen der *sozialen Identitätsverbesserung* und ihre Erreichung beschränken können. Dabei bezieht sich die Theorie der sozialen Identität auf soziostrukturelle Merkmale, die explizit als

subjektive Überzeugungsstrukturen bezüglich der Möglichkeiten (*kognitive Alternativen* zum Status quo) und gültigen Motive zur individuellen und gruppenbezogenen Statusverbesserung definiert sind (Tajfel, 1975). Es wird danach gefragt, wie *stabil* (Könnte es auch anders sein?), *legitim* (Sollte es anders sein?) und *permeabel* (Sind die Gruppengrenzen durchlässig und kann ich meine Gruppenzugehörigkeit wechseln?) die Vergleichsergebnisse sind (Ellemers, 1993; Tajfel & Turner, 1986).

Auf die subjektive Überzeugung, dass es für Individuen möglich ist, als unabhängige Individuen innerhalb eines gegebenen *sozialen Systems* zu agieren, bezieht sich die *Durchlässigkeit von Gruppengrenzen*. Diese wiederum zielt nicht darauf ab, zentrale Gruppenmerkmale wie das Geschlecht oder die soziale Herkunft ablegen zu können, da hier ein vollständiger Wechsel der Gruppenzugehörigkeit nicht möglich wäre. Im Fokus steht eher, dass Individuen das Gefühl haben müssen, aufgrund dieser definierten Gruppenmerkmale einen eingeschränkten Zugang zu Gruppen (und den damit verbundenen materiellen und psychologischen Vorzügen) zu haben oder zu glauben, dass sie – unabhängig von ihrer Gruppenzugehörigkeit – eine Position in der Gesellschaft erreichen können, die ihren individuellen Verdiensten entspricht. Sehen sie durchlässige Gruppengrenzen, werden sie eher versuchen, die Strategie der sozialen Mobilität zu verfolgen. Sehen sie im Gegensatz dazu die Gruppengrenzen als eher undurchlässig an, werden sie sich wahrscheinlich enger an ihre Gruppe gebunden fühlen und Versuche, ihren Status zu verändern, würden eher auf Gruppenebene stattfinden (soziale Kreativität, sozialer Wettbewerb/Wandel).

Neben der Durchlässigkeit der Gruppengrenzen stellt die *Stabilität des Gruppenstatus* eine Bedingung dafür dar, wie und weshalb Individuen die Strategien des Identitätsmanagements anwenden. Diese bezieht sich auf die Vorstellung, dass ein Teil der Unterschiede zwischen Gruppen als fließend und veränderbar und ein anderer Teil dieser Unterschiede eher als dauerhaft sowie über die Zeit stabil angesehen wird (Haslam & Ellemers, 2012). Handelt es sich um konkrete Eigenschaften oder Fähigkeiten (z. B. körperliche Ausdauer Männer vs. Frauen) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 6), werden Unterschiede häufig typischerweise als unveränderbar und inhärent wahrgenommen, wenn sie sich wahrgenommener Weise auf Dinge wie z. B. eine historische Entwicklung (ungleicher Zugang zu Bildungschancen) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 6) beziehen. Sind sie eher das Ergebnis zufälliger Ereignisse (unterschiedliche numerische Repräsentationen) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 6), werden sie häufig als wesentlicher oder inhärenter Unterschied im Gruppenwert oder in der Verdientheit gesehen. Damit wird deutlich, dass Individuen mit einer statusniedrigen und abgewerteten sozialen Identität, die Statusunterschiede als stabil wahrnehmen, weniger wahr-

scheinlich Strategien des sozialen Wettbewerbs/Wandels verfolgen werden, sondern eher solche der sozialen Mobilität. Sind die Gruppengrenzen indes undurchlässig und damit keine der beiden vorherigen Strategien möglich, werden sie eher Strategien der sozialen Kreativität anwenden (Ellemers & Haslam, 2012).

Eine letzte Bedingung für die Anwendung der Strategien des Identitätsmanagements bildet die Legitimität der gegenwärtigen Statusbeziehungen. Während die Stabilität des Gruppenstatus und die Durchlässigkeit von Gruppengrenzen, die wahrgenommenen Möglichkeiten zu Veränderungen anzeigen, bezieht sich die Legitimität der gegenwärtigen Statusbeziehungen auf Überzeugungen, die die Motivationen zur Veränderung bestimmen (Ellemers & Haslam, 2012). Legitimität kann sich dabei auf eine Vielzahl an Aspekten einer gegebenen sozialen Situation beziehen. Illegitim kann die Einbeziehung von Individuen in Gruppen dabei werden, wenn sie auf falschen Annahmen über gruppedefinierende Merkmale beruht (Geschlecht statt beruflicher Qualifikation, um berufliche Identität abzuleiten bzw. zuzuschreiben) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 6). Außerdem können Statusbeziehungen zwischen Gruppen illegitim werden, wenn relevante statusübereinstimmende Merkmale (z. B. akademische Fähigkeiten) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 6) selektiv und ohne erkennbaren Grund (z. B. eher Männern als Frauen) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 6) einigen Gruppen eher zugeschrieben werden als anderen. Zuletzt können Zuschreibungen eines höheren Werts für Gruppenmerkmale als illegitim bewertet werden (z. B.: Bei Männern wird aufgabenorientiertes Führungsverhalten besser bewertet als sozioemotionales Führungsverhalten von Frauen) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 6). All diese Formen von Illegitimität können Individuen als Motivation dienen, ihren aktuellen Zustand verändern zu wollen. Dies zielt nicht nur auf diejenigen ab, die unter ungerechter Behandlung leiden, sondern gleichsam auf Gruppenmitglieder, die von unverdienten Vorteilen profitieren oder profitiert haben (z. B. Motivation, vergangene Ungerechtigkeiten zu korrigieren und diejenigen zu unterstützen/zu fördern, die unter dem ungerechten Sozialsystem leiden) (Ellemers & Haslam, 2012, S. 6).

Insgesamt lässt sich zusammenfassen, dass Gruppenmitglieder unter der Wahrnehmung instabiler und/oder illegitimer Vergleichsergebnisse bzw. Statusrelationen zwischen Gruppen vermutlich eher Strategien des sozialen Wandels wählen werden. Dagegen führt eine stabile und legitime Wahrnehmung der Statusrelation zwischen den Gruppen dazu, die Statusrelation eher kreativ umzudeuten. Deutet ein Gruppenmitglied die Gruppengrenzen als durchlässig, wird es vermutlich eher die Strategie der sozialen Mobilität von der statusniedrigeren Gruppe in die statushöhere Gruppe wählen (Ellemers, 1993; Ellemers, Spears & Doosje, 1997; Ellemers & Haslam, 2012).

Damit wird insgesamt deutlich, dass die Reaktionen von Individuen auf die Umstände der *in-group* durch den Vergleich zu einer oder mehreren *out-groups* nicht direkt zu einem bestimmten Typ von Intergruppenverhalten führt. Vielmehr bedingt sie unterschiedliche Formen von Intergruppenverhalten – je nach wahrgenommener soziostrukturerlicher Bedingung (Permeabilität der Gruppengrenzen, Stabilität und Legitimität der Statusrelation).

Werden die aus den vorherigen Kapiteln/Abschnitten hervorgegangenen Strategien zum Umgang mit negativer (und positiver) Identität noch einmal grafisch zusammengefasst, ergibt sich folgende Darstellung:

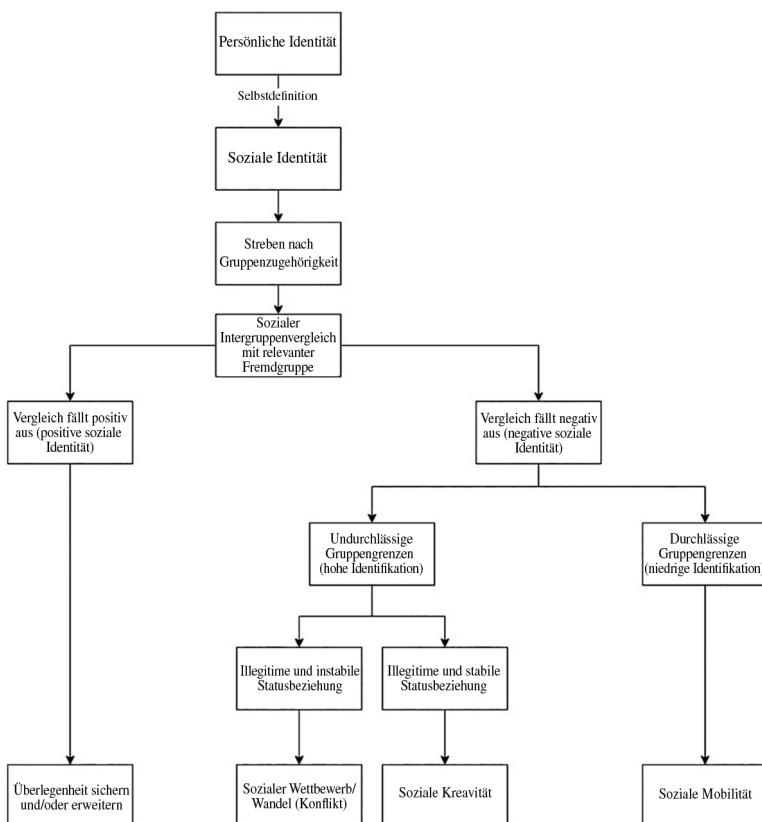


Abbildung 15. Darstellung des Umgangs mit negativer sozialer Identität (eigene Darstellung in Anlehnung an Ellemers & Haslam, 2012; Tajfel, 1978b; Tajfel & Turner, 1979; Tajfel, 1982).

Abbildung 15 veranschaulicht, dass die Motivation von Individuen laut der Theorie der sozialen Identität zunächst darin besteht, nach der Zugehörigkeit zu Gruppen zu streben, die eine positive Identität aufweisen und sich klar von anderen Gruppen (*out-groups*) unterscheiden. Durch die Unterscheidung von *out-groups* werden soziale Intergruppenvergleiche in Gang gesetzt. Über diese Vergleichsprozesse nehmen Individuen im Anschluss eine entweder positive oder negative Bewertung der sozialen Identität ihrer *in-group* vor. Je nachdem, ob die Bewertung positiv (positive soziale Identität) oder negativ (negative soziale Identität) ausfällt, stehen ihnen bestimmte Identitätsmanagementstrategien zur Verfügung, um ihre soziale Identität aufrechtzuerhalten oder zu verbessern (sozialer Wettbewerb/Wandel, soziale Kreativität, soziale Mobilität). Dabei sind die Reaktionen von Individuen auf die Umstände ihrer Gruppe von den wahrgenommenen Merkmalen der Sozialstruktur abhängig (Durchlässigkeit von Gruppengrenzen, Stabilität des Gruppenstatus). Stellen sie nach der Bewertung der sozialen Identität ihrer *in-group* eine negative soziale Identität fest, entscheidet die Durchlässigkeit der Gruppengrenzen darüber, welche Identitätsmanagementstrategie gewählt wird. Neben der Durchlässigkeit der Gruppengrenzen stellt die Stabilität des Gruppenstatus eine Bedingung dafür dar, wie und weshalb Individuen die Strategien des Identitätsmanagements anwenden. Sind die Gruppengrenzen undurchlässig und wird eine instabile sowie nicht gerechtfertigte Statusbeziehung wahrgenommen, entscheiden sich Individuen in aller Regel für den sozialen Wettbewerb/Wandel. Werden die Gruppengrenzen als undurchlässig, die Statusbeziehung aber als stabil und gerecht fertigt wahrgenommen, wählen sie eher die Strategie der sozialen Kreativität. Werden die Gruppengrenzen hingegen als durchlässig wahrgenommen, entscheiden sich Individuen gemäß der Theorie der sozialen Identität in aller Regel für die Strategie der sozialen Mobilität. Bewerten Individuen demgegenüber ihre *in-group* von Anfang an positiv, werden sie strategisch laut der Theorie der sozialen Identität dazu angehalten sein, ihre Überlegenheit zu sichern und/oder zu erweitern.

7.5 Selbstdiskategorisierungstheorie als Mikrotheorie der Theorie der sozialen Identität

Wie zuvor bereits geschildert, bilden innerhalb der Theorie der sozialen Identität vier einzelne Konzepte psychologischer Prozesse die wesentliche Annahmen des Ansatzes über die Natur des Menschen: die soziale Kategorisierung, die soziale Identität, der soziale Vergleich und die positive Distinktheit (soziale Mobilität, soziale Kreativität, sozialer Wandel und ihre jeweili-

gen sozistrukturellen Bedingungen: Durchlässigkeit der Gruppengrenzen und Stabilität des Gruppenstatus). Dabei spielt das Konzept der sozialen Kategorisierung insofern eine besondere Rolle im Rahmen der Theorie der sozialen Identität, als dass aus ihm eine eigenständige Mikrotheorie entstanden ist: die Selbstkategorisierungstheorie (Turner, 1982, 1985). In den 1980er- und 1990er-Jahren versuchten Turner und seine Kollegen (Turner, 1982, 1985; Turner, Hogg, Oakes, Reicher & Wetherell, 1987; Turner, Oakes, Haslam & McGarty, 1994), herauszufinden, welche kognitiven Prozesse hinter den Vorstellungen von sich selbst und anderen auf Gruppenebene und nicht auf Individualebene ablaufen (Ellemers & Haslam, 2012). Diese Arbeiten mündeten in die Entwicklung der Selbstkategorisierungstheorie als Mikrotheorie der Theorie der sozialen Identität (Ellemers & Haslam, 2012). Da sie eine Reihe von Schlüsselannahmen mit der Theorie der sozialen Identität teilt, insbesondere in metatheoretischer Hinsicht (Ellemers & Haslam, 2012), werden beide Theorien häufig in jüngeren Forschungsarbeiten als komplementäre theoretische Rahmenwerke sowie Bestandteile eines integrierten Ansatzes bzw. einer Perspektive der sozialen Identität (*social identity approach*) dargestellt (z. B. Reicher, Spears & Haslam, 2010; Turner & Reynolds, 2001).

Der Ansatz der Sozialen Identität

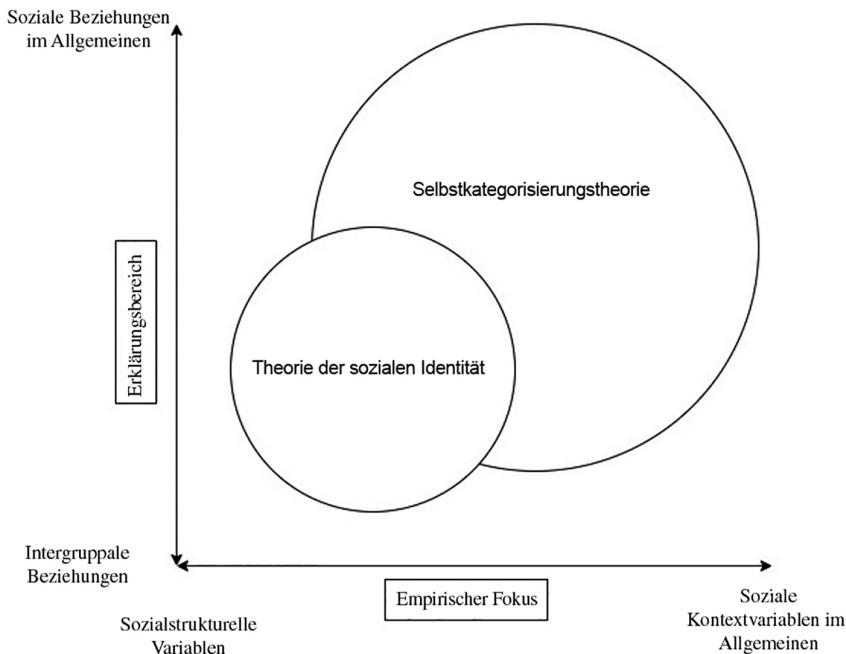


Abbildung 16. Die Erklärungsprofile der Theorien zur sozialen Identität und zur Selbstkategorisierung (eigene Darstellung in Anlehnung an Haslam, 2001).

Der Ansatz der sozialen Identität bzw. des *social identity approach* bezieht sich auf die Forschung und Theorie im Zusammenhang mit der Theorie der sozialen Identität und der Selbstkategorisierungstheorie. Beide Theorien gelten als eigenständige, jedoch miteinander verflochtene Theorien (Haslam, 2001; Postmes & Branscombe, 2010; Turner & Oakes, 1997; Turner, 1999). Sie weisen dabei gewisse Schnittmengen auf (Haslam, 2001). Es zeigen sich Ähnlichkeiten, allerdings besitzt die Selbstkategorisierungstheorie einen größeren Erklärungsumfang dadurch, dass sie sich weniger auf die Beziehungen zwischen Gruppen bezieht. Außerdem wurde sie deutlich breiter empirisch untersucht. Oftmals wird die Selbstkategorisierungstheorie als

Theorie betrachtet, die entwickelt wurde, um die Grenzen der Theorie der sozialen Identität zu überwinden (insbesondere die begrenzte Art, in der innerhalb dieser kognitive Prozesse behandelt werden) (Turner, 1999).

Das Ziel der Selbstkategorisierungstheorie besteht darin, die Kernthese der Theorie der sozialen Identität zu erweitern bzw. zu spezifizieren, dass soziale Kategorisierung als Grundlage für das Verstehen und die sinnvolle Reaktion auf komplexe soziale Situationen dient (Tajfel, 1969).

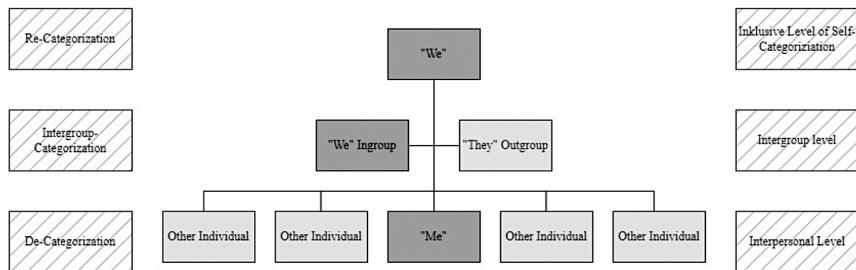


Abbildung 17. Modell zur Selbstkategorisierungstheorie (eigene Darstellung in Anlehnung an Turner, 1982, 1985, 2010).

Im Gegensatz zur Theorie der sozialen Identität fokussiert die Selbstkategorisierungstheorie (Turner et al., 1987) auf die kognitiven Aspekte des Selbst und der Identität sowie Prozesse innerhalb sozialer Kategorien statt lediglich auf die Beziehungen zwischen sozialen Gruppen (Kessler & Fritzsche, 2018). Die Besonderheit der Selbstkategorisierungstheorie besteht darin, dass sie sich expliziter darauf konzentriert, dass soziale Kategorisierungen auf verschiedenen (ineinandergreifenden) Inklusions- und Abstraktionsebenen möglich sind (Ellemers & Haslam, 2012). Ein Individuum kann demnach beispielsweise gleichzeitig ‚Studierende oder Studierender der UDE‘, ‚Studierende oder Studierender in der Metropole Ruhr‘ und ‚Studierende oder Studierender in NRW‘ sein. Dies bedeutet ferner, dass ein Individuum auf Basis übergreifender Kriterien (z. B. als ‚Frau‘, ‚Bildungsaufsteigerin‘ und als ‚Studentin der UDE‘) mehreren Kategorien zugehörig sein kann. Diese Annahmen wurden innerhalb der Selbstkategorisierungstheorie in Form von vier Kernannahmen und damit verbundenen Hypothesen festgehalten (Turner, 1985): Als Erstes postuliert die Selbstkategorisierungstheorie, dass das Selbst kognitiv in Form von Selbstkategorien repräsentiert wird, die auf verschiedenen Abstraktionsebenen definiert werden können. Die Ebenen können exklusive Selbstkategorisierungen der individuellen Identität („Ich“) meinen oder auch inklusive Selbstkategorisierungen der sozialen

Identität(en) („wir, Studierende nichtakademischer Bildungsherkunft“) beinhaltet. Als Zweites setzt die Selbstdifferenzierungstheorie voraus, dass die Bildung von Selbstdifferenzierungen eine Funktion des Metakontrastes zwischen Unterschieden zwischen Kategorien und innerhalb von Kategorien ist (Turner, 1985). Dies bedeutet, so (Ellemers & Haslam, 2012), dass sich Menschen eher einer bestimmten Kategorie zugehörig definieren, wenn die Unterschiede zwischen den Kategorienmitgliedern geringer wahrgenommen werden als zwischen sich selbst und den Mitgliedern anderer Kategorien. Ein Beispiel hierfür wäre der Vergleich zwischen „Studierenden nichtakademischer Bildungsherkunft“ und „Studierenden nichtakademischer Bildungsherkunft mit Migrationshintergrund“ und/oder „Studierenden akademischer Bildungsherkunft“. Dies gilt auch hinsichtlich der dritten Annahme der Selbstdifferenzierungstheorie insofern, als dass der Metakontrast auch die interne Struktur von Selbstdifferenzierungen – die Prototypizität bestimmter Kategorien – definiert (Turner, 1985). Damit nimmt die Fähigkeit eines Menschen, sich bezogen auf eine bestimmte Kategorie zu definieren und diese auch zu repräsentieren, in dem Maße zu, in dem die Unterschiede zwischen ihm und den Kategorienmitgliedern kleiner sind als die Unterschiede zwischen ihm und Mitgliedern anderer Kategorien, die in einer bestimmten Situation salient sind, so (Ellemers & Haslam, 2012).

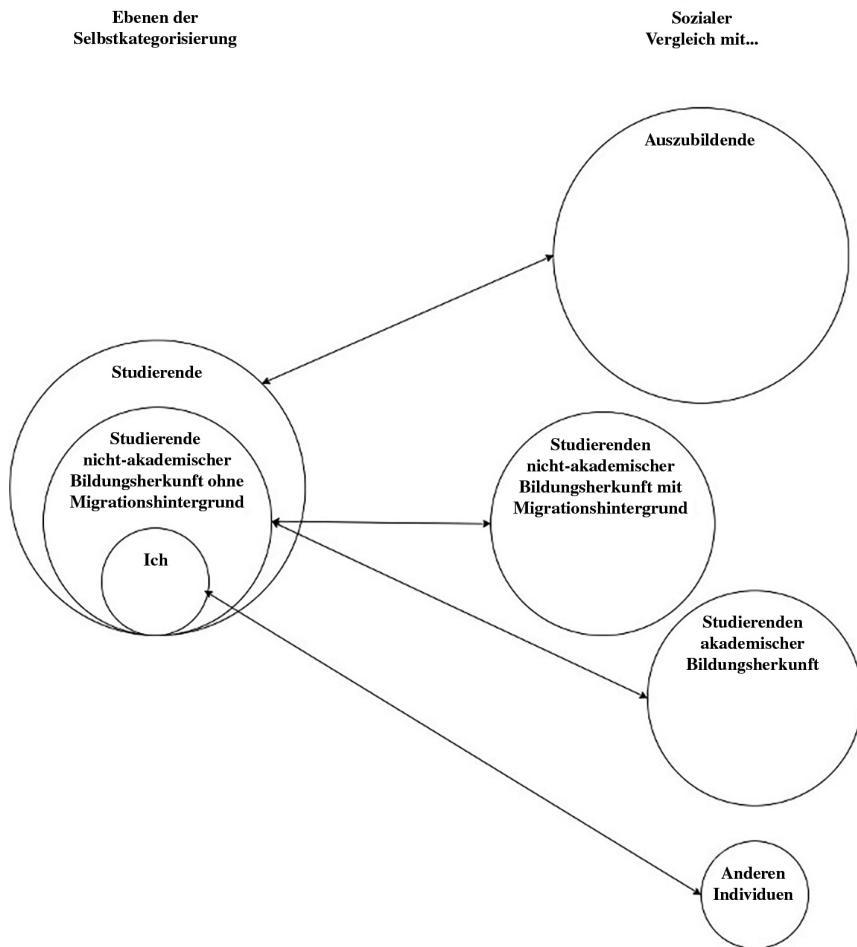


Abbildung 18. Darstellung der Ebenen der Selbstkategorisierungen (eigene Darstellung in Anlehnung an Ellemers & Haslam, 2012; Kessler & Fritzsche, 2018; Turner, 1982, 1985).

Viertens geht die Selbstkategorisierungstheorie davon aus, dass es zu einer Betonung der wahrgenommenen Intraklassenähnlichkeiten und zu wahrge- nommenen Interklassenunterschieden führt, wenn eine bestimmte Selbst- kategorie salient ist (Turner, 1985). So können Muster der Assimilation

und des Kontrasts die relative Austauschbarkeit von Kategorien hinsichtlich einer aktuell salienten Selbstkategorie widerspiegeln (Ellemers und Haslam, (2012)).

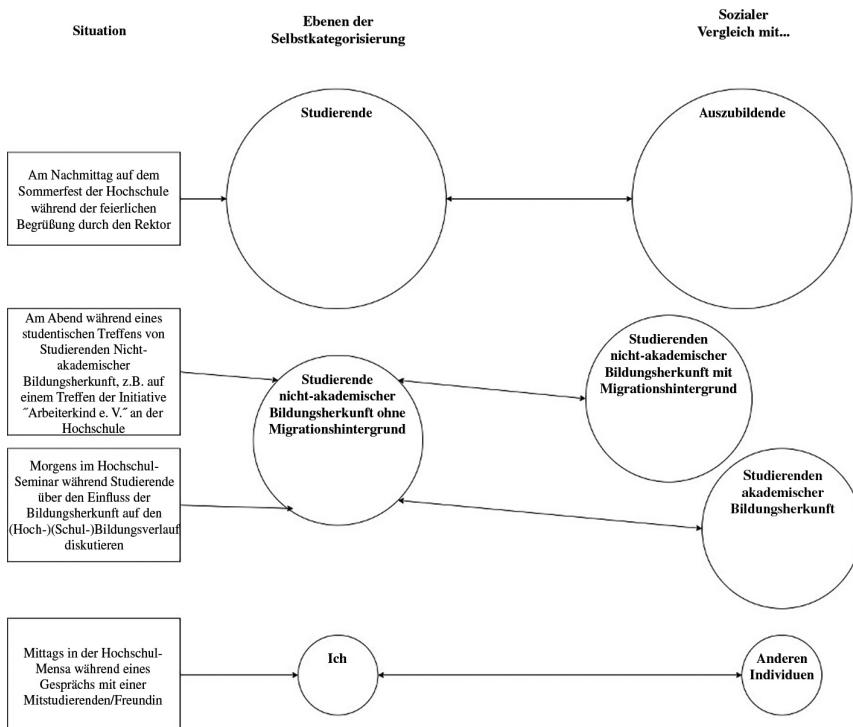


Abbildung 19. Darstellung der Ebenen der Selbstkategorisierungen inkl. situativer Bedingungen (eigene Darstellung in Anlehnung an Ellemers & Haslam, 2012; Kessler & Fritzsche, 2018; Turner, 1982, 1985).

Hier wird deutlich, dass eine Person über unterschiedliche Situationen hinweg durch soziale Einflüsse – je nach *in-group*, die gerade salient ist – beeinflusst wird (z. B. Hogg & Turner, 1985). Gleichwohl zeigt sich auch, dass Konformität eine relevante Rolle für das Gruppenleben spielt, indem hochidentifizierte Gruppenmitglieder dann eine erhöhte Stereotypisierung wahrnehmen, wenn der Status und die Erkennbarkeit ihrer Gruppe bedroht sind (Ellemers et al., 1997; Spears, Oakes, Ellemers & Haslam, 1997). Hier-

aus lässt sich schließen, dass Gruppen, die sich sozial bedroht fühlen, in ihren Einstellungen und ihrem Verhalten tatsächlich homogener werden, sodass Konformität beim Umgang mit kollektiven Bedrohungen eine bedeutende Rolle spielen kann. Sie kann die Koordinationsfähigkeit von Gruppen bei der Begegnung einer Bedrohung erhöhen (Kessler & Cohrs, 2008). Dessen ungeachtet kann Konformität die Einigkeit hinsichtlich relevanter Ziele erhöhen und damit die Koordination gemeinschaftlichen Handels in der Gruppe befördern. Laut Ellemers und Haslam (2012) lassen sich daraus Rückschlüsse dahin gehend ziehen, weshalb sich Menschen durch Mehrheiten beeinflussen lassen. In uneindeutigen Situationen können Individuen über Konformität zu den besten Handlungsergebnissen gelangen und ihre Zugehörigkeit zu anderen und zu Gruppen stärken. Zudem bildet Konformität ein *kognitives Nebenprodukt* der Selbstkategorisierung als Gruppenmitglied und fördert kollektives Handeln (Ellemers & Haslam, 2012).

Ferner wurden innerhalb der Selbstkategorisierungstheorie Mechanismen der Kategorienzugänglichkeit und *normativen Passung* festgelegt (Ellemers & Haslam, 2012). Diese Mechanismen ermöglichen es, zu erklären und vorherzusagen, welche Selbstkategorie in einer bestimmten Situation am wahrscheinlichsten sein wird (Oakes, 1987; Turner, 1985). Die Erklärung dafür, weshalb sich Individuen eher über eine bestimmte soziale Identität als über eine andere definieren, liegt darin begründet, dass die Selbstkategorisierungstheorie die Bedeutung einer Reihe kontextueller Zusammenhänge betont, die wiederum Elemente enthalten, die dazu führen, eine bestimmte soziale Selbstkategorisierung bedeutungsvoller zu machen als eine andere (Ellemers & Haslam, 2012). Dessen ungeachtet legen die Prinzipien der Selbstkategorisierungstheorie fest, dass die gleiche objektive Gruppenzugehörigkeit unterschiedlich erlebt werden kann. Dieses unterschiedliche Erleben regelt sich danach, mit welcher *in-group* verglichen wird sowie in welchem Kontext diese Vergleiche gezogen werden (Haslam & Turner, 1992).

Ein weiterer Fortschritt, der durch die Selbstkategorisierungstheorie erlangt werden konnte, ist die Einführung des Prozesses der *Depersonalisierung* (Ellemers & Haslam, 2012). Die *Depersonalisierung* beschreibt dabei den psychologischen Prozess, durch den Individuen das *Selbst* als austauschbares Exemplar einer sozialen Kategorie wahrnehmen und sich nicht nur als separates Individuum mit einzigartigen Eigenschaften sehen (Ellemers & Haslam, 2012). Dahinter verbirgt sich mithin der Prozess, das *Selbst* in Bezug auf die soziale Identität und nicht die persönliche Identität zu definieren (Turner, 1982). Weiter geht die Selbstkategorisierungstheorie davon aus, dass die Depersonalisierung und das daraus resultierende Verhalten Gruppenverhalten erst ermöglichen (Ellemers & Haslam, 2012).

Insgesamt bietet die Selbstkategorisierungstheorie für das Verhalten zwischen Gruppen eine detailliertere und allgemeine Darstellung der psychologischen Mechanismen, die Individuen dazu bewegen, sich in Bezug auf bestimmte Gruppenmitgliedschaften zu definieren und entsprechend dieser Gruppenmitgliedschaften zu handeln (Ellemers & Haslam, 2012).

7.6 Multidimensionalität sozialer Identität

Sowohl die Theorie der sozialen Identität als auch die Selbstkategorisierungstheorie sprechen die Art und Weise an, wie kognitive und affektive Komponenten der sozialen Identität miteinander verbunden sind. Dies ist dem Aspekt geschuldet, dass das kognitive Bewusstsein einer bestimmten Kategorienzugehörigkeit eine notwendige Voraussetzung dafür ist, dass der Gruppenzugehörigkeit eine emotionale Bedeutung zugemessen werden kann (Ellemers & Haslam, 2012). Die soziale Identität ist damit stark geprägt durch die emotionale Bedeutung, die der Gruppenzugehörigkeit beigemessen wird, sowie durch das Wissen über diese Gruppenzugehörigkeit (Tajfel, 1974). Wie bereits erwähnt, lässt sich die soziale Identität definieren als „that part of an individual's self-concept which derives from his knowledge of his membership of a social group (or groups) together with the emotional significance attached to that membership“ (Tajfel, 1974, S. 69). Hieraus wird einmal mehr deutlich, dass die soziale Identität und ihre Konzeptualisierung verschiedene Aspekte einbeziehen, die entweder als separate Komponenten oder als ein übergreifendes Konstrukt betrachtet werden können. Dies führt dazu, so Ellemers und Haslam (2012), dass es sinnvoll sein kann, sich je nach Fragestellung entweder auf spezifische Komponenten der sozialen Identität zu konzentrieren oder sie als ein breiteres multidimensionales Konstrukt zu betrachten (u. a. Ellemers, Kortekaas & Ouwerkerk, 1999; Leach et al., 2008).

Wird von der Multidimensionalität des Konstrukts sozialer Identität ausgegangen, wird es möglich, verschiedene Formen der sozialen Identitätsbedrohung (*social identity threat*) zu spezifizieren, die entstehen, wenn verschiedene Identitätskomponenten nicht zueinanderpassen/aufeinander abgestimmt sind (u. a. Branscombe & Doosje, 2012). Eine soziale Identitätsbedrohung können Individuen beispielsweise dann erfahren, wenn sie sich zwar emotional mit einer Gruppe verbunden fühlen, kognitiv aber nicht zu dieser gehören oder umgekehrt (Ellemers & Haslam, 2012). Relevant würde dieses Szenario z. B. werden, wenn die Strategie der sozialen Mobilität im Übergang zu einer anderen, statushöheren Gruppe gewählt wird oder wenn das Individuum von anderen in einer Art behandelt wird, die nicht mit den

internen Definitionen des Selbst übereinstimmt, so Ellemers und Haslam (2012). Weiter müssen jeweils beide – die kognitive sowie die emotionale Komponente der sozialen Identifikation – ein minimales Schwellenniveau überschreiten, bevor Individuen im Sinne einer gruppenbasierten Identität handeln (Ellemers & Haslam, 2012). Dies bedeutet, dass Individuen, die kognitiv, aber nicht emotional in die Gruppe involviert sind, als Gruppenmitglieder handeln können, wenn Belange auf individueller Ebene es für sie attraktiv machen (z. B. aus Angst vor sozialen Sanktionen) (Ellemers & Haslam, 2012). Individuen, die kognitiv und emotional in die Gruppe einbezogen sind, definieren das Selbst als Gruppenmitglied über verschiedene multiple Situationen und Kontexte hinweg konsistenter (u. a. Ellemers, Spears & Doosje, 2002).

7.7 Theorie der sozialen Identität und Selbstkategorisierungstheorie in der Forschungspraxis

Die Theorie der sozialen Identität sowie die Selbstkategorisierungstheorie als Mikrotheorie der Ersteren fanden bereits in vielen Forschungsbereichen in Bezug auf unterschiedliche (sozial-)psychologische Fragen Anwendung, sodass auf ihrer Basis in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten eine Bandbreite an Forschungsarbeiten – vornehmlich im internationalen Kontext – und daraus resultierende Forschungsbefunde entstanden sind (z. B. Ellemers & Haslam, 2012; Kessler & Fritzsche, 2018; Schaupp, 2012).

Die Theorie der sozialen Identität untersucht, wie spezifische Charakteristika sozialer Kontexte mit individuellen kognitiven Prozessen interagieren. Außerdem erklärt sie die Ursprünge und Konsequenzen einer Konzeptualisierung des Selbst auf Gruppenebene. Damit beschreibt sie eine Reihe bedeutender Ideen über sozialpsychologische Funktionsweisen, die für eine Vielzahl an Situationen von Bedeutung sind (Ellemers & Haslam, 2012). Sie wurde im Laufe ihrer Geschichte oftmals verwendet, um Interaktionen zwischen Mitgliedern realer sozialer Gruppen zu untersuchen. Sie wurde also herangezogen, um Spannungen zwischen ethnischen, religiösen oder sprachlichen Gruppen zu verstehen und um Reaktionen auf Migration, sich verändernde Arbeitsbeziehungen sowie die Entwicklung von Gruppenmotivation zu untersuchen und vorherzusagen (Ellemers & Haslam, 2012). Durch diese Arbeiten entwickelte sich die Theorie immer weiter, da Forscherinnen und Forscher in den unterschiedlichen Studien die verschiedenen Gruppentypen unter verschiedenen Bedingungen analysierten und sich spezifischer Komplexitäten moderierender Variablen und Randbedingungen bewusst wurden, die für die Kernvorhersagen der Theorie relevant

waren. Diese Arbeiten dienten dazu, die Kernhypthesen der Theorie hinsichtlich der Bedingungen zu validieren, unter denen Menschen bestimmte *Strategien der Selbstverbesserung* (*self-enhancement strategies*) verfolgen und verschiedene Formen der Identitätsbedrohung (*social identity threat*) erleben (Ellemers & Haslam, 2012). Dies wurde für unterschiedliche Arten von Intergruppenvergleiche und für unterschiedliche Quellen des Gruppenwerts nachgewiesen (Mullen, Brown & Smith, 1992), etwa Macht der Gruppe, Status der Gruppe (Sachdev & Bourhis, 1991) oder Gruppengröße (Simon & Brown, 1987). Gleichwohl können Gruppenmitglieder, wenn das Erreichen positiver Intergruppenvergleiche nicht möglich ist, nach Unterscheidbarkeit von anderen Gruppen streben (u. a. Mummendey & Schreiber, 1984), besonders wenn die Unterschiede zwischen ihnen mehrdeutig oder schlecht definiert sind (u. a. Jetten, Spears & Postmes, 2004).

Bei Versuchen, die eigene soziale Identität zu erweitern oder zu verbessern, kann aus einem relativ ähnlichen Grund auch die Aufrechterhaltung der Intergruppenunterschiede bevorzugt werden (u. a. Scheepers & Ellemers, 2005). Weitere Forschungsarbeiten haben gleichzeitig die Auswirkungen von *Intra- und Intergruppenvergleichen* berücksichtigt – entgegen der theoretischen Grundlage, dass jede Analyseebene der Reihe nachvollzogen wird, um die psychologischen Mechanismen zu analysieren und zu verstehen, die für das Verhalten auf Individual- und Gruppenebene relevant sind, so Ellemers und Haslam (2012). Innerhalb dieser Arbeiten konnte belegt werden, dass ein Bewusstsein gruppeninterner Heterogenität und Individualität die Bildung einer gemeinsamen Gruppenidentität nicht notwendigerweise ausschließt (u. a. Postmes & Jetten, 2006; Rink & Ellemers, 2007). Außerdem zeigten diese Studien, dass eine positive *soziale Identität* ebenso sehr von Bewertungen des Selbst durch andere in der Gruppe abhängt wie von Bewertungen der Gruppe durch andere Gruppen (u. a. Branscombe, Spears, Ellemers & Doosje, 2002; Smith, Tyler & Huo, 2003). Des Weiteren ergaben Forschungsarbeiten zu komplexen Intergruppensituationen, dass Menschen sich nicht immer auf die Intergruppenvergleiche einlassen, zu denen sie von anderen aufgefordert werden, sondern ihre soziale Identität aktiv aus mehreren Dimensionen (Derks, van Laar & Ellemers, 2007), Quellen von Gruppenwerten (Leach, Ellemers & Barreto, 2007) und Gruppenidentitäten (Spears & Manstead, 1989) definieren, die ihnen im realen Leben zur Verfügung stehen.

Darüber hinaus wurden auf Basis der Theorie der sozialen Identität das individuelle Wohlbefinden und die Leistung sowie die Auswirkungen der sozialen Identitäten auf das Stresserleben, die Arbeitsergebnisse und die physische sowie psychische Gesundheit untersucht (z. B. Reicher & Haslam, 2006). Weiter wurden auf Grundlage der Theorie der sozialen

Identität zwischenmenschliche Verhaltensanpassungen (z. B. Teilnahme an politischen Aktivitäten oder sozialem Protest) (Wright, 2003) sowie Beziehungen zwischen Gruppen analysiert, z. B. in Form der Betrachtung interethnischer Konflikte oder geschlechtsspezifischer Diskriminierung in Hinblick auf die soziale Identität (u. a. Ryan & Haslam, 2007). Zudem diente die Anwendung der Selbstkategorisierungstheorie auch der Verständniserweiterung zu relevanten Gruppendynamiken, vor allem solchen, die sich auf sozialen Einfluss und Gruppenpolarisierung beziehen (z. B. M. Levine et al., 2005). Des Weiteren konnte die Forschung auf Basis der Selbstkategorisierungstheorie auch bedeutende Erkenntnisse zu organisationspsychologischen Mechanismen wie Führungsprozessen (z. B. Haslam, Reicher & Platow, 2011; Turner & Haslam, 2001), Kommunikation (Postmes, 2003) sowie Arbeitsmotivation und Gruppenleistung (Ellemers, Gilder & Haslam, 2004) generieren. Auch brachte eine Bandbreite an empirischen Studien Erkenntnisse dazu hervor, dass die Effekte sozialer Identifikation an bestimmte Gruppen gebunden sind (Ellemers & Haslam, 2012). Dies bedeutet, dass Gruppenidentifikation nicht einfach einen Hinweis auf das Bedürfnis der Dazugehörigkeit darstellt. Individuen ziehen es vielmehr vor, von bestimmten Gruppen einbezogen und geschätzt zu werden anstatt von Gruppen im Allgemeinen (Ellemers & Haslam, 2012). Außerdem veranschaulichten die Erkenntnisse von z. B. Doosje, Spears und Ellemers (2002), dass der Grad der Identifikation mit ein und derselben Gruppe sich im Laufe der Zeit und über soziale Kontakte hinweg verändert. Diese Erkenntnis steht im Einklang mit den Grundannahmen der Selbstkategorisierungstheorie. Hier zeigt Gruppenidentifikation die situative Neigung einer Person an, im Sinne eines Gruppenselbst zu denken und zu handeln (d. h. als ‚wir‘ statt als ‚ich‘) (Ellemers & Haslam, 2012). Es konnte ferner belegt werden, dass sich der Grad der Gruppenidentifikation als Teil eines rekursiven Prozesses entwickelt und verändert (u. a. Branscombe et al., 2002). Innerhalb dieses Prozesses bestimmt der anfängliche Grad der Identifikation, wie Menschen auf Situationen zwischen Gruppen reagieren (Ellemers & Haslam, 2012). Diese Reaktion wiederum verstärkt oder verringert schließlich das Identifikationsgefühl (Ellemers & Haslam, 2012). Letztlich, so Ellemers und Haslam (2012), lassen sich hinsichtlich der sozialen Identifikation zwar einfache kausale Beziehungen an bestimmten Punkten des rekursiven Zyklus untersuchen (d. h. Identifikation entweder als Ursache oder als Wirkung). Gleichwohl ist dabei zu bedenken, dass Identifikation ursprünglich als ein dynamisches Konstrukt definiert wurde und stets in diesem Sinne verstanden werden muss.

Für den nationalen Kontext konnten jüngst Janke et al. (2017) in ihrer Arbeit auf Basis der Theorie der sozialen Identität, genauer der Selbstkate-

gorisierungstheorie, erstmals einen Zusammenhang zwischen der Bildungsherkunft Studierender und ihrer Identifikation als Akademikerinnen und Akademikerinnen nachweisen. Dabei zeigten sie, dass sich Bildungsaufsteigerinnen und Bildungsaufsteiger stärker als Nicht-Akademikerinnen und Nicht-Akademiker identifizieren als ihre Mitstudierenden akademisch geprägter Herkunft – und dies stabil über ihr Studium hinweg. Dessen ungeachtet konnten sie durch das Längsschnittdesign ihrer Studie belegen, dass bereits zu einem frühen Zeitpunkt Unterschiede in der Identifikation mit der Gruppe der Akademikerinnen und Akademiker existieren und diese über den Studienverlauf hinweg stabil bleiben (Janke et al., 2017). Weiter generierten sie Belege dafür, dass eine hohe soziale Identifikation mit der Gruppe der Akademikerinnen und Akademiker zu einer Verminderung der Prüfungsangst sowie einer Erhöhung der Zufriedenheit im zeitlichen Verlauf des Studiums führt (Janke et al., 2017).

7.8 Theorie der sozialen Identität – Stärken und Schwächen

Insgesamt wird die Relevanz der Theorie der sozialen Identität für eine Vielzahl sozialer Probleme und Fragen des organisationalen Verhaltens offensichtlich, wenn ihre Vielfältigkeit und ihre explizite Berücksichtigung sozialer Kontextvariablen zusätzlich zu kognitiven Prozessen auf individueller Ebene verdeutlicht werden (s. a. Ellemers et al., 2003; Haslam & Ellemers, 2005).

Ihre vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten können dabei zum einen als ihre Stärke und zum anderen auch als ihre Schwäche gedeutet werden (Ellemers & Haslam, 2012). Vor allem die zahlreichen empirischen Studien auf ihrer Grundlage veranschaulichen, wie hoch ihre Erklärungskraft hinsichtlich vieler verschiedener Probleme sein kann und demnach auch als ihre Stärke gedeutet werden kann (Ellemers & Haslam, 2012). Hier kommt ihr die weite Definition von sozialer Identität zugute, die einen großen Interpretationsspielraum mit sich bringt (Schaupp, 2012).

Da die Theorie der sozialen Identität allerdings nicht einfach auf einige wenige Kernannahmen heruntergebrochen werden kann, die immer funktionieren (ohne Berücksichtigung des Kontextes), bietet sie auch Raum für Kritik und offenbart Schwächen (Ellemers & Haslam, 2012). Ein Testen oder Widerlegen einer so breiten theoretischen Grundannahmestruktur scheint unmöglich (Ellemers & Haslam, 2012). Dabei erwecken die Betonung dynamischer Veränderungen und kontextueller Unterschiede sowie die Erkenntnis, dass je nach Umstand unterschiedliche Reaktionsmuster auftreten können, zum einen schnell den Eindruck, die Theorie der sozialen

Identität könne ‚alles oder nichts‘ erklären. Zum anderen birgt der Versuch, sie auf eine einfache Botschaft (z. B. in der Form ‚soziale Identifikation führt zu Intergruppendifskriminierung‘) zu reduzieren, das Risiko, sie nicht allumfänglich und korrekt zu replizieren (Ellemers und Haslam, (2012). Schmitt (2010) merkt außerdem an, dass die Theorie der sozialen Identität nicht berücksichtigt, dass die Gruppenzugehörigkeit auch unreflektiert und vorbewusst das Wahrnehmen, Denken, Fühlen, Handeln und Bewerten einer Person prägen kann. Weshalb sie dennoch zur Anwendung kommen sollte, sehen Ellemers und Haslam (2012) vor allem wie folgt begründet:

[...] it is different from many other theories in social psychology. Rather than consisting of a limited set of specific predictions, it represents a particular metatheoretical approach, that provides a unique perspective on social cognition and social behavior. That is, the general notion that in addition to the personal level of self-definition people may also self-define at the group level (and can switch between these different levels), helps make sense of a range of phenomena that prove hard to explain in terms only of individual-level psychological mechanisms. Accordingly, SIT opens up the possibility of considering whether a group-level approach can help understand a particular phenomenon, and, if this is the case, provides conceptual tools that can usefully inform and structure this type of analysis. (Ellemers & Haslam, 2012, S. 12)

Darüber hinaus ist positiv hervorzuheben, dass die Theorie der sozialen Identität im Vergleich zu vielen anderen sozialpsychologischen Theorien kritisch hinterfragt, dass soziale Interaktionsprozesse regelhaft ablaufen (Schaupp, 2012). Innerhalb der Theorie bildet die soziale Identität ein wesentliches Konstrukt, aber kein abschließendes Ergebnis, denn sie steht mit den anderen Theoriekomponenten – dem sozialen Vergleich, der sozialen Kategorisierung und der positiven Distinktheit (soziale Mobilität, soziale Kreativität, sozialer Wandel und ihre jeweiligen soziostrukturrellen Bedingungen) – in Wechselwirkung (Schaupp, 2012). Dessen ungeachtet bildet die Integration psychologischer und soziologischer Aspekte innerhalb der Theorie der sozialen Identität eine Grundlage für ein besseres Verständnis von Minoritätsproblemen (Condor & Brown, 1988). Eine weitere Besonderheit der sozialpsychologischen Theorie der sozialen Identität liegt darin, so Schaupp (2012), dass sie im wahrsten Sinne der Bezeichnung Konzepte des sozialen Kontextes sowie Konzepte, die sich mit der individuellen Psyche befassen, miteinander verknüpft. Hier ist insbesondere die Verknüpfung kontextualer und individualer Aspekte gemeint, die als Gegenstand der theoretischen Modellbildung die Verbindungsstellen zwischen dem sozialen

Umfeld und dem Individuum bilden (Schaupp, (2012). Stange (1992) bezeichnet die Theorie der sozialen Identität zusammenfassend als eine sozio-sozialpsychologische Theorie, deren Stärke darin liegt, mittels der sozialen Kategorisierung intraindividuelle kognitive Prozesse mit dem sozialen Kontext, der auf Basis des sozialen intergruppalen Vergleichs betrachtet wird, miteinander zu verbinden (Stange, 1992).

Zusammenfassend kann die Theorie der sozialen Identität laut Ellemers und Haslam (2012) als eine der ‚großen‘ Theorien bezeichnet werden. Sie befasst sich mit intrapersonellen kognitiven Mechanismen, interpersonalem Verhalten und Intergruppenverhalten sowie sozialen Beziehungen. Dabei verbindet sie die auf diesen verschiedenen Analyseebenen ablaufenden Prozesse miteinander, um einen breiten theoretischen Rahmen zu bieten, der eine Reihe von Phänomenen erklärbare macht (Ellemers & Haslam, 2012). Ellemers und Haslam (2012) postulieren weiter, dass die Theorie der sozialen Identität keine feste Anzahl von Grundannahmen darstellt, sondern vielmehr eine lebendige Theorie, der verschiedene Theoretikerinnen und Theoretiker sowie Forscherinnen und Forscher im Laufe der Jahre ihre Aus schmückungen, Ergänzungen und Verfeinerungen hinzugefügt haben.

